Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich
Band: 12 (2006)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen

Robert B. Westbrook: Democratic Hope

Polyphonie des Pragmatismus und Demokratie

■ Sabine Baum

Das seit geraumer Zeit wieder erstarkte Interesse an der Philosophie des Pragmatismus in den USA geht einher mit intensiven und zum Teil kontrovers geführten Diskussionen. An ihnen sind Gegenwartsphilosophen und -historiker beteiligt, die sich selbst in der Tradition des Pragmatismus sehen oder von anderen in ihr verortet werden. Dass weder Pragmatismus noch Neopragmatismus im Sinne einer homogenen philosophischen Schule verstanden werden können, bezeugt unter anderem gerade die gegenwärtige Phase des intellektuellen Austausches.

Die vorliegende Essaysammlung von Robert Westbrook ist Niederschlag und Reflexion dieses Austausches, an dem er selbst als Ideenhistoriker und Neopragmatist beteiligt ist. In seinen Essays untersucht er das Denken unterschiedlicher Vertreter des Pragmatismus. Zentrale Fragestellung, die allen Untersuchungen zu Grunde liegt und als einheitsstiftendes Moment der Sammlung fungiert, ist die nach den politischen Implikationen pragmatistischer Denkansätze und deren tatsächlicher oder potenzieller Bedeutung für die amerikanische Demokratie. Die zwei Teile der Sammlung umfassen je fünf bzw. vier Essays und sind einem «Pragmatism Old» und einem «Pragmatism New» zugeordnet. Da Westbrook die Pragmatisten und ihre Politik nicht nur anhand ihrer Texte und ihrem historischen Kontext diskutiert, sondern Argumentationen durch Stimmen der Rezeptionsgeschichte und aktuelle Lesarten herausarbeitet, wird diese Zweiteilung des Buches durchbrochen. Der Leser begegnet einer «Polyphonie» des Pragmatismus und seiner Kritiker, die durch Westbrooks eigenes Anliegen und seine klaren Stellungnahmen konturiert wird. Gemeinsamkeit der diversen Pragmatismus-Theorien sei, wie Putnam es formulierte, die Vermeidung der Illusionen der Metaphysik und des Skeptizismus. Die pragmatistische Alternative des Fallibilismus ist ein Kernthema von Westbrooks Diskussionen und erlangt hervorragende Bedeutung für die Frage nach einer philosophischen Rechtfertigung von Demokratie.

«The Fixation of Believe» dient Westbrook als Ausgangspunkt für die Frage danach, ob von Charles Sanders Peirces Pragmatismus eine politische Theorie herleitbar sei. Peirces Darstellung seiner fallibilistischen Wahrheitskonzeption mit der Favorisierung der wissenschaftlichen Forschungsmethode als geeignetem, nicht repressiven Verfahren, die Irritationen des Zweifels auszuräumen und zu Überzeugungen von Dauer zu gelangen, wurde nach Westbrook fälschlicherweise als Argument für eine freie, sich beratende demokratische Politik verstanden. Vieles spräche gegen die Annahme, Peirce selbst hätte ein «epistemologisches Argument» zur Beförderung von Demokratie liefern wollen. Allerdings würdigt Westbrook Cheryl Misaks Weiterentwicklung des Peirceschen Denkens und sieht in ihr die zwingendste «epistemologische Rechtfertigung» für Demokratie, die je von einem Pragmatisten bzw. Neopragmatisten befördert wurde (S. 44f.). Die Peircesche Ethik der «Evolutionary Love» könne für eine Demokratietheorie nicht herangezogen werden, da sie lediglich auf eine abstrakte ideale Gemeinschaft in einer möglichen Zukunft verweise.

Der Pragmatismus von William James (S. 52f.) bietet nach Westbrooks Einschätzung wenig Potenzial für eine Theorie oder Praxis von Demokratie. Entsprechend geringes Verständnis zeigt er deshalb für das Lamento einiger gegenwärtiger Intellektueller, James sei als sozialer und politischer Theoretiker nicht genügend gewürdigt worden. Kritisch bewertet Westbrook die dekontextualisierte Inanspruchnahme von James' Denken, um es für Gegenwartsfragen nutzbar zu machen.

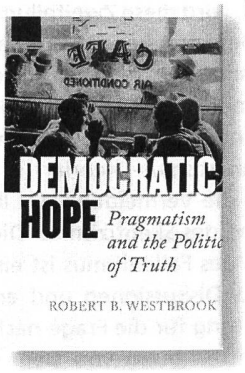
Dass die politischen Implikationen und demokratischen Potenziale der Philosophie John Deweys offensichtlicher sind als bei Peirce und James, führt Westbrook in seinem Essay *Pullman and the Professor* (S. 74f.) wesentlich auf den Kontext des sozialen Gärungszentrums von Chicago zurück. Insbesondere der Pullman Streik habe Dewey veranlasst, sich wieder der «Arbeiterfrage» zu widmen. In Anlehnung an Andrew Feffer stellt Westbrook den Einfluss des *Social Gospel Movement* und des *Producer-Republicanism* mit ihrer Wertschätzung der Arbeit und ihrem Ideal des unabhängig Produzierenden in den Vordergrund, um Deweys Haltung zum industriellen Kapitalismus und seine Hoffnung auf eine industrielle Demokratie zu erklären. Forschungsdefizite lägen in der zu wenig beachteten Tatsache, dass sich die Erziehungsphilosophie Deweys formte, während er die wachsenden Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit beobachtete und in der fehlenden Wahrnehmung seines Bekenntnisses zur industriellen Demokratie. An Versuchen, Deweys Denken und Handeln im Kontext der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu erforschen, mangelt es meines Erachtens nicht. Eher könnte die «Brille des ‹Producer-Republicanism›» und die häufig in An-

spruch genommene Sprache des politischen Sozialismus in diesem Essay zu einer Verengung von Deweys Demokratieverständnis auf die «Arbeiterfrage» und einer verkürzten «technischen» Auffassung seiner Philosophie der Erziehung geführt haben.

Den ersten Teil des Buches beschliesst ein Beitrag zum Verhältnis von Marxismus und Pragmatismus. Westbrook diskutiert in diesem Kapitel eine breite Spannweite von neueren historiographischen Versuchen, dieses Verhältnis zu beleuchten, ohne jedoch Anlass für demokratische Hoffnung zu finden.

Im zweiten Teil von Westbrooks Essaysammlung findet sich eine ausführliche Untersuchung und Gegenüberstellung der Neopragmatisten Richard Rorty und Hilary Putnam, die beide auf sehr unterschiedliche Weise die politische Bedeutung des Pragmatismus betonen. Westbrook weist zunächst auf die Schwierigkeiten hin, die in der Verknüpfung von Rortys Pragmatismus und Patriotismus begründet liegen. Einen entscheidenden Mangel sieht Westbrook allerdings in der Indifferenz des Rortyschen Pragmatismus gegenüber Demokratie. Dieser Pragmatismus gibt nach Westbrooks Einschätzung zuviel preis. Eine Philosophie ohne «ladders and skyhooks», deren Fragestellungen dem konkreten Leben entspringen und zu dessen Weiterentwicklung sie beitragen soll, brauche eine Methode zur Untersuchung konkreter Fakten. Westbrook plädiert deshalb mit Putnam dafür, ein entscheidendes Element des Deweyschen Pragmatismus nicht aufzugeben: das Bekenntnis zur wissenschaftlichen experimentellen Forschungsmethode. Sie sei der geeignete Weg zur Erlangung von Wahrheit, das heisst von revidierbaren Überzeugungen, die sich in der Praxis bewähren müssen. Die sich frei beratende, kompetente Forschergemeinschaft, in der grösstmögliche Freiheit zur experimentellen Untersuchung herrscht, demonstriert am besten, wie man zu bewährten Annahmen gelangt und wie die angemessene Organisation des Zusammenwirkens der Beteiligten aussieht. Die Vorgehensweise experimenteller Forschung verweist auf die Abhängigkeit der Erlangung von «Wahrheit» von der menschlichen Freiheit und somit auf Demokratie. Demokratie stellt in diesem Zusammenhang keinen «moralischen», sondern vielmehr einen «kognitiven» Wert dar, insofern ihre Favorisierung gleichbedeutend ist mit der Bevorzugung der experimentellen Vorgehensweise. Durch das Bekenntnis zum experimentellen Forschen sei der Pragmatismus folglich nicht neutral, sondern habe eine eindeutige Affinität zur Demokratie. Pragmatisten, die den pragmatistischen Fallibilismus mit Forschungsweisen der modernen Wissenschaften verbinden, fänden im Pragmatismus das, was Putnam eine «epistemologische Rechtfertigung für Demokratie» nannte. Wesentlich für diese Rechtfertigung ist, dass der Anwendungsbereich der wissenschaftlichen Forschungsmethode auf den Bereich sozialer und moralischer Urteile ausgedehnt wird und Demokratie nun nicht mehr nur als eine soziale Lebensform unter anderen erscheint, sondern als Vorbedingung für die umfassende Anwendung von Vernunft auf die Lösung sozialer Fragen. Putnam und Misak erscheinen in Westbrooks Sammlung als die erfolgreichsten Neopragmatisten in dem Versuch, ihre Philosophie mit einer politischen Wertigkeit zu verknüpfen und dieser Erfolg wird als wesentlich eingestuft in Anbetracht der Tatsache, dass Dogmatismus und Skeptizismus gleichermassen eine Bedrohung für Demokratie darstellten. Dass die demokratische Bedeutung des Pragmatismus so lange eine theoretische bleibt, bis sie im konkreten Handeln von Gemeinschaften eine Umsetzung findet, berücksichtigt Westbrook in seinen letzten beiden Essays. Angesichts des Schwindens demokratischer Öffentlichkeiten und den damit verbundenen Schwierigkeiten für eine Revitalisierung und Rekonstruktion von Demokratie, ist nach Westbrook weder im Erziehungsbereich (S. 218f.) noch in der Politik Optimismus angebracht. Allerdings sei für zukunftsorientierte pragmatistische Demokraten nicht Pessimismus, sondern Hoffnung geboten, die sich nicht zuletzt auf die Chancen von lokalen, sich beratenden, face-to-face Öffentlichkeiten stützt und auf Erfolge blicken kann, die ein «trust in life» in der Vergangenheit geboten habe.

Westbrook untersucht als Ideenhistoriker mit seinen Essays auf eine redliche Art die Frage nach dem Zusammenhang von Pragmatismus und Demokratie, die gleichermassen von historischem als auch von aktuellem Interesse ist. Redlich sind die Untersuchungen unter anderem deshalb, weil er als Neopragmatist mit deutlichen Sympathien für Dewey, seine Forschungen nicht zum Zwecke der Heldenschaffung und Kanonbildung missbraucht. Zahlreiche Quellenangaben und Verweise auf alternative Interpretationen bzw. Argumentationen machen seine kritischen Diskussionen transparent und können dadurch die Weiterentwicklung der aktuellen Debatte befördern.



Robert Westbrook: Democratic Hope: Pragmatism and the Politics of Truth
Ithaca: Cornell University Press 2005. 272 S.
£ 16.95
ISBN 0-80-142833-5

Robert Wuthnow: Saving America?

Eine vorbildliche Darstellung soziologischen Wissens

■ Michael Geiss

Als Madeleine Albright in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* gefragt wird, wie es in den USA momentan um die Trennung von Kirche und Staat bestellt sei, antwortet sie knapp: «Die Trennung ist die Grundlage unserer aufgeklärten Demokratie. Nur: Sie können Staat und Kirche trennen, aber sie können die Menschen nicht von ihrem Glauben trennen» (SZ vom 1. Juni 2006).

Die Auseinandersetzung über eine angemessene Trennung von Kirche und Staat und die Frage, was Glauben unabhängig von diesen eher administrativen Fragen sei, stellt auch den Hintergrund von *Saving America?* dar. Anhand einer beeindruckenden Zahl quantitativer und qualitativer Studien soll die aktuelle Debatte in den USA darüber, ob *faith-based organizations* formal berechtigt sind, öffentliche Gelder für ihre Hilfeleistungen zu bekommen, durch empirische Daten bereichert werden. Anstelle wenig fundierter Stellungnahmen untersucht Wuthnow empirisch deren spezifische Rolle in der amerikanischen Zivilgesellschaft. Auf diese Weise sollen Möglichkeiten und auch Grenzen des Beitrags der religiösen Einrichtungen dargestellt werden und zum Zweck einer soziologischen Politikberatung ein differenzierteres Bild der Realität des amerikanischen Hilfesystems und seiner Organisationen entworfen werden.

Das Buch gliedert sich in neun Kapitel, die wiederum in einzelne thematische Abschnitte unterteilt sind. Vor der eigentlichen Untersuchung wird im ersten Kapitel zunächst das eigene Vorhaben begründet und die amerikanische Debatte um *faith-based organizations* kurz skizziert. Dies erleichtert es auch den europäischen Lesern und Leserinnen, in die wenig bekannte Materie einzusteigen. Ausserdem stellt Wuthnow in diesem Kapitel sein theoretisches Konzept der Religionen in einer Zivilgesellschaft dar. Religion meint hierbei für Wuthnow nie Theologie, sondern ist «fundamentally social» sowie «contextual», das heisst, sie findet als eine Praxis in konkreten «settings» statt (S. 17). Diese Verortung religiöser Hilfeanbieter innerhalb der Gesellschaft bedeutet auch, dass sie mit säkularen Organisationen in einem Wettbewerb stehen.

Wuthnow unterscheidet in den folgenden Kapiteln vier Arten von Hilfeanbietern: Die staatliche Wohlfahrt, säkulare und religiöse Organisationen und Kirchgemeinden («congregations»). Im zweiten und dritten Kapitel werden nur die Gemeinden untersucht. Der Forschungsstand wird ausreichend differenziert dargestellt, ohne jedoch – und das gilt gleichsam für den Rest des Buches – jemals das eigene Untersuchungsziel aus den Augen zu verlieren. Wuthnow leistet zudem eine kenntnisreiche Methodenkritik bezüglich einzelner Untersuchungen, die auch die eigenen Studien mit einbezieht und dabei nie dogmatisch wird. Kirchgemeinden, so das zentrale Ergebnis dieses Abschnitts, sind selbst keine spezialisierten Hilfeanbieter. Dazu haben sie auch nicht die Ressourcen, da sie zunächst ihrer Hauptaufgabe, Gottesdienste abzuhalten und das Kirchenleben zu organisieren, nachkommen müssen. Sie stellen vielmehr «caring communities» (S. 64) dar, die mit anderen Organisationen kooperieren, Räume zur Verfügung stellen und Kontakte ermöglichen.

Im vierten Kapitel wird näher auf die Thematik des Ehrenamts und im fünften Kapitel ausführlich auf die *faith-based organizations* eingegangen. Diese werden radikal von den *congregations* unterschieden. Sie ähneln vielmehr den säkularen Hilfeanbietern, mit denen sie sich auf einem Hilfemarkt messen müssen. So spielt Glauben in der alltäglichen Arbeit auch häufig eine untergeordnete Rolle, da zunächst einmal konkrete Bedürfnisse der Hilfesuchenden befriedigt werden müssen. Umgekehrt kann der Glaube aber in säkularen Einrichtungen durchaus eine gewisse Bedeutung haben. Beide Organisationsformen ähneln sich ausserdem in den administrativen Herausforderungen, denen sie organisatorisch begegnen müssen. Dieses Ergebnis findet sich auch im sechsten Kapitel bestätigt, in dem Wuthnow die Empfängerinnen und Empfänger der Hilfeleistungen im Blick hat. Diese erwarten zunächst einmal ein professionelles Angebot und unterscheiden sich hierbei kaum, ob sie nun eine säkulare oder eine religiöse Organisation in Anspruch nehmen.

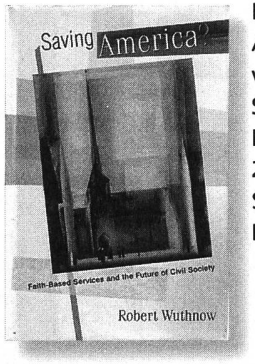
Im siebten und achten Kapitel beginnt Wuthnow zusehends zu theoretisieren. Im Zentrum stehen die Konzepte des «Vertrauens» und der «bedingungslosen Liebe» und er fragt sich, inwiefern religiöse Organisationen eher in der Lage sind als säkulare Anbieter, diese zu befördern bzw. zu kommunizieren. Kirchgemeinden, so ein Ergebnis, können bei der Erzeugung eines Vertrauensverhältnisses davon profitieren, dass sie ähnlich wie Familien lange und sehr nahe Beziehung aufbauen. Da sie anders als spezialisierte Hilfeanbieter nicht in einem professionalisierten Wettbewerb stehen, stellen sie zudem viel eher so etwas wie eine Wertegemeinschaft dar. *Faith-based* und *secular organizations* hingegen müssen sich das Vertrauen zunächst durch effektive Hilfeleistungen aufbauen. Vertrauen stellt laut Wuthnow den kulturellen Kitt («cultural glue», S. 218) der Zivilgesellschaft dar. Liebe hingegen ermöglicht eine Form der Bedingungslosigkeit, die zwar nicht unbedingt tatsächlich vorhanden ist, aber als Versprechen trotzdem empirisch Wirksamkeit entfalten kann. Kommunizierte Bedingungslosigkeit ermöglicht es, dass auf eine Leistung hin nicht zwingend eine Gegenleistung erforderlich wird.

Da es meist keine Unterschiede zwischen religiösen und säkularen Hilfeanbietern im Bezug auf Vertrauen und bedingungslose Liebe gibt und auch die

faith-based organizations ihre Angebote nicht von einer besonderen Religionszugehörigkeit abhängig machen sowie kaum ein Hang zur Missionierung auszumachen ist, plädiert Wuthnow dafür, auch diesen Einrichtungen öffentliche Gelder zukommen zu lassen. Anders stelle es sich aber für die *congregations* dar, da diese ein viel umfassenderes Anliegen mit ihren Hilfeleistungen verträten (S. 309).

Europäische Leserinnen und Leser können aus Wuthnows Studie viel für das Verständnis nordamerikanischer Debatten lernen. Glaube bzw. Religion als eine soziale Praxis findet in den USA auch unabhängig und manchmal quer zur organisatorischen Trennung von Kirche und Staat statt. So wie sich *faith based organizations* professionalisieren, profitieren säkulare Anbieter zum Beispiel von gläubigen Mitarbeitenden und freiwilligen Helferinnen und Helfern (S. 161ff.).

Abschliessend lässt sich sagen, dass mit Wuthnows religionssoziologischer Arbeit eine vorbildliche Darstellung einer empirischen Untersuchung vorliegt. Er argumentiert differenziert, stellt nachvollziehbar die notwendigen Daten dar, relativiert an den richtigen Stellen, kann aber auch zuspitzen. Zudem ist der Text stilistisch auf hohem Niveau und zugleich äusserst verständlich geschrieben. Somit stellt Wuthnows Buch sowohl für die Sozialwissenschaften als auch für Bildungshistorikerinnen und -historiker eine exzellente Aufbereitung wissenschaftlichen Wissens dar.



Robert Wuthnow: Saving America? Faith-Based Services and the Future of Civil Society
Princeton University Press
2006, 376 S.
$ 19.95, Euro 17.95
ISBN 0-69-112628-3

Willeke Los: Opvoeding tot mens en burger

Eine gelungene Mentalitäts- und Kulturgeschichte

■ Petra Korte

Auch in den Niederlanden ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durch eine inflationär anschwellende Publikationsflut zu Unterrichts- und Erziehungsthemen gekennzeichnet. Willeke Los präsentiert eine gross angelegte, konzise Studie zur gesamten Erziehungs- und Unterrichtsdiskussion des 18. Jahrhunderts in den Niederlanden. Es gelingt der Verfasserin, feinsinnig und methodisch präzise auf der Basis eines zum Teil bislang im wissenschaftlichen Diskurs unbekannten Materials darzustellen, wie die niederländischen Autoren auf der einen Seite Texte anderer europäischer Länder rezipieren und in ihr pädagogisches Denken integrieren und sich auf der anderen Seite im 18. Jahrhundert eine eigene niederländische nationale Erziehungs- und Kulturkritik herausbildet.

Die Schriften van Cats und Lockes sind im 18. Jahrhundert in den Leserschichten der Niederlande weit verbreitet. Sie sind für die pädagogische Kulturkritik der Niederlande bzw. die kulturkritische Pädagogik die zentralen Bezugsschriften. Vor allem van Cats Schriften *Houwelyk* (Heirat bzw. Ehestand) aus dem Jahr 1625 und *Spiegel van den Ouden ende Nieuwen tijdt* (Spiegel der alten und neuen Zeit) aus dem Jahr 1632 dienen als Sittenspiegel, Tugendkatalog und Alltagsethik. Van Cats warnt zu Beginn des 17. Jahrhunderts ironischerweise vor dem einsetzenden Sittenverfall seiner Zeit in Folge des grossen Wohlstands im niederländischen goldenen Zeitalter. Im 18. Jahrhundert erscheint der von van Cats einhundertfünfzig Jahre zuvor prognostizierte Sittenverfall nicht nur eingetreten zu sein, sondern seinen kritischen Höhepunkt erreicht zu haben. Van Cats wird häufig zitiert und als Vorbild dargestellt, seine ursprünglich sozial-religiöse Perspektive aber in eine sozial-gesellschaftliche uminterpretiert. Auch Lockes pädagogische Gedanken werden in der niederländischen Rezeption strategisch verändert: Die Zielgruppe der englischen Oberschicht mit ihrer «gentleman»-Erziehung wird ersetzt durch eine Bürgerschaft, die ihre Söhne zum «gentil homme» bilden möchte, aus der Erziehung eines bestimmten Standes wird also die Erziehung und Bildung aller niederländischen Bürger.

Im zweiten Teil geht es um unterschiedliche Stile und Topoi von Kulturkritik, wobei Los jedem der drei Stile einen Referenzautor zuordnet. Sie interpretiert ausführlich die beiden Schriften *Maxime sur l'Éducation des Enfants* (1718) und *Traité de l'Éducation des Enfans* (1732) des Schweizer Professors Jean-Pierre de Crousaz (1663–1750) als Ausdruck einer ironischen Kulturkritik. Justus van Effens (1684–735) *Hollandse Spectator* (1731–1735) ordnet sie dem Typ des pädagogischen Beobachters zu. Van Effen diskutiert das Problem der pädagogischen Verwahrlosung und des Verfalls vor allem als ein spezifisch niederländisches Phänomen. Er sieht – anders als Crousaz – die Verantwortung für die Gesellschaft und die Pädagogik bei *allen* Bürgern (allen Ständen und Schichten). Schliesslich bespricht Los unter der Überschrift *Apologetische Philosophie als Kulturkritik* Rousseaus *Émile*.

Van Effen färbt seine kulturkritischen Betrachtungen niederländisch. Sein Referenzpunkt ist die grosse Vaterlandstradition des 17. Jahrhunderts, die ihm ein nationales Selbstwertgefühl sowie Stolz zu geben vermag. Er versteht die niederländische Kultur des 17. Jahrhunderts als eine vorbildliche Zeit, an der man sich wieder orientieren bzw. die man wiederherstellen muss, da sie noch nicht durch den Einfluss einer französischen ‹dekadenten› Kultur verdorben war. Van Effen moniert nicht Stagnation

der Zivilisation und Gesellschaft, sondern ihre zu starke Ausdifferenzierung. Spannend ist die Darstellung der niederländischen *Émile*-Rezeption. Entweder – so Los – verstanden die niederländischen Leser in ihrer pragmatischen und das Zusammenleben äusserst wertschätzenden Art den *Émile* erst gar nicht oder empfanden das Buch als Kulturschock. Der philosophische Grundgedanke, dass Émile der Zivilisation fern gehalten werden müsse, da diese so verderblich für die Natur und Ursprünglichkeit des Menschen (Freiheitsproblematik) sei, war für ein niederländisches Lesepublikum vollkommen unverständlich, da es das bürgerliche Zusammenleben besonders wertschätzte.

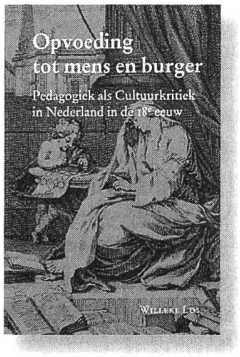
Der dritte Teil handelt in vier Kapiteln von der Entstehung eines niederländischen aufgeklärten pädagogischen Kanons im Umfeld zweier ausgeschriebener Preisfragen der *Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften* in Haarlem (1761–1766) und diskutiert die einzelnen eingereichten Schriften der Preisträger. Den Diskurs zur körperlichen Erziehung, an dem sich auch viele Ärzte beteiligten, bewertet Los als eine Verwissenschaftlichung der Diskussion. Die Behandlung der zweiten Preisfrage zur geistigen und sittlichen Bildung von Kindern führe zu einer Erweiterung, teils auch zu einer vollkommen neuen Betrachtung von Erziehungs- und Unterrichtsfragen. Diskutiert werden die Erziehung zum Menschen und Bürger sowie Grenzen der Erziehung, Missstände in Erziehung und Schulen, die Vernachlässigung weiblicher Erziehung, Leselust, ein geschlechtsspezifisches Curriculum und Fragen der religiösen und sittlichen Bildung der Kinder. Fast einhellig sind alle Autoren der Meinung, dass schulischer Unterricht aus der Perspektive eines guten gesellschaftlichen Zusammenlebens den Kindern dienlicher sei als privater Unterricht.

Den Veröffentlichungen der beiden Diskurse wurde grosse Beachtung geschenkt. Sie waren der Beginn einer in der niederländischen Gesellschaft nun immer intensiver geführten Diskussion über Erziehungs- und Unterrichtsmissstände sowie die gesellschaftliche Notwendigkeit und Pflicht, daran zu arbeiten. Gerade die kulturkritische Seite des Diskurses und die Entfaltung eines hohen Bürgerschaftsideals, das als humanistisch bezeichnet werden kann, trug dazu bei, dass sich die staatlichen Institutionen gezwungen sahen, dem allgemeinen Ideal nun durch Reform und Ausbau des niederländischen Schulsystems näherzukommen. Es ging vor allem um die Verbesserung der Bildungssituation der unteren Schichten, alle Niederländer und alle Niederländerinnen sollten an dem Bürgerschaftsideal teilhaben. Der Diskurs professionalisiert sich weiterhin durch die Gründung der *Zeeländischen Wissenschaftsgesellschaft* und durch die 1784 in Edam gegründete *Gesellschaft des Allgemeinwohls* (*Maatschappij tot Nut van't Algemeen*) kurz: *het Nut* (Der Nutzen). 1795 bringt *Het Nut* einen zweiteiligen Bericht heraus, in dem sie die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtssystems als Aufgabe der Politik und der staatlichen Organe sieht. Und damit wirklich alle Menschen in den Niederlanden eine gute und umfassende Erziehung und Ausbildung geniessen können, sei es auch Aufgabe des Staates, diese komplett zu finanzieren.

Die Anstrengungen von *Het Nut* für die Batavische Unterrichtsreform schufen eine neue Entwicklung des niederländischen Unterrichts- und Erziehungssystems und beendeten zugleich eine jahrzehntelang andauernde Entwicklung. Los sieht hier eine ironische Wendung, weil die am Ende des 17. Jahrhunderts formulierte (pädagogische) Kulturkritik nur auf den Einfluss der höheren Stände abzielte und nicht auf eine Reformierung des Unterrichtssystems für die untersten Gesellschaftsschichten. Im Kontext der niederländischen Republik, in der das städtisch-bürgerliche Element (nicht das aristokratische) dominierte, erhielten die Texte eine neue Bedeutung. Locke und van Cats haben nun für alle niederländischen Bürger pädagogische Geltung. Van Effen ist es zu verdanken, dass er in seinem *Beobachter* eine zur niederländischen Kultur passende Variante formulierte. Er projektierte – so Los – das «l'age d'or» der niederländischen Gesellschaft nicht in eine hypothetische Vergangenheit (Rousseau), sondern in eine kurz zurückliegende Vergangenheit, die im kollektiven Gedächtnis noch gegenwärtig war. Erziehung und Unterricht waren in Van Effens Kulturkritik Beginn und Ende, Krankheitsursache und Heilung des gleichen Problems. Gleichzeitig band er seine Kritik und pädagogischen Ratschläge an die Idee einer tugendhaften Bürgerschaft des «glücklichen Mittelstands». Letztere trug jetzt die Verantwortung für die Wiederherstellung der (niederländischen) Kultur. Van Effens pädagogisches Reformprogramm wäre nicht umgesetzt worden, wenn nicht die *Holländische Gesellschaft* in den sechziger Jahren ihre pädagogischen Preisfragen gestellt hätte, um die neuen Perspektiven zu systematisieren und für den niederländischen Kontext neu zu bearbeiten. Die Diskurse, die die *Holländische Gesellschaft* durch ihre zwei Preisfragen krönte, waren das zentrale Verbindungsglied zwischen van Effens pädagogischen Aktivitäten und den Aktivitäten von *Het Nut*. Sie übersetzten van Effens pädagogisches Ziel einer Erziehung zum Menschen und Bürger mit einem expliziten Akzent auf die Bürgerschaft. Dadurch liessen sie erkennen, warum die kulturkritische Variante innerhalb des niederländischen Kontextes pädagogisch und gesellschaftlich unbrauchbar war. Das Streben nach einem guten Schulsystem für alle Kinder aus allen Ständen bereitete den Weg für die Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben und der damit verbundenen sozialen Mobilität und setzte einen grossen Demokratisierungsprozess in der niederländischen Gesellschaft frei.

Willeke Los meint, dass Zivilisations- und Kulturkritik in den Niederlanden zu einem Mehr an Zivilisation und Kultur im Erziehungs- und Unterrichtssystem geführt hat. Die Studie macht deutlich, dass

das pädagogische Jahrhundert Europas zwar überall die Fragen nach der Erziehung zum Menschen oder/und Bürger diskutierte, dass es aber jeweils viele regionale und nationale Besonderheiten gibt, die es in mentalitäts- und kulturhistorischer Perspektive zu beachten gilt. Eine solche Mentalitäts- und Kulturgeschichte der niederländischen Erziehungs- und Unterrichtsdiskussion hat Willeke Los in beeindruckender Weise geschrieben.



Willeke Los: Opvoeding tot mens en burger. Pedagogiek als Cultuurkritiek in Nederland in de 18te eeuw.
Hilversum: Uitgeverij Verloren 2005, 366 S.
Euro 35.–
ISBN 90-6550-777-9

Claudia Crotti: Lehrerinnen – frühe Professionalisierung

Eine politik- und ideengeschichtliche Studie im Genderkleid

■ Norbert Grube

Ihrer 2005 veröffentlichten Dissertation *Lehrerinnen – frühe Professionalisierung. Professionsgeschichte der Volksschullehrerinnen in der Schweiz im 19. Jahrhundert* legt die Berner Erziehungswissenschafterin Claudia Crotti die erkenntnisleitende Prämisse zugrunde, dass die Kategorie des Geschlechts die Professionalisierung der Lehrerinnen bestimmte (S. 18). Diese sei, meint Crotti in Ergänzung ihres Gender-Ansatzes, zudem durch sozioökonomische Veränderungen, politische, kulturelle oder konfessionelle Erwartungen beeinflusst (S. 54). Sie grenzt ihr Untersuchungsgebiet sinnvoll auf den protestantischen Kanton Bern, den katholischen Kanton Zug, die Waadt und das Tessin ein. Die Studie verliert nach ihrem theoretisch anspruchsvollen Beginn durch die traditionelle chronologische Gliederung jedoch an Prägnanz und Analyseschärfe.

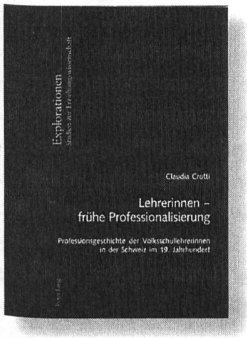
Der erste Teil (S. 23–100) bietet neben theoretischen und begrifflichen Klärungen einen Rückblick auf das Mädchenschulwesen seit dem 16. Jahrhundert und die wenigen, vornehmlich die Tätigkeit ihrer Lehrmütter nachahmenden Lehrfrauen, die bis um 1800 kantonal uneinheitlich und vor allem in der Waadt und in Bern auftraten. Als Aufholgeschichte der Lehrerinnenbildung gegenüber den männlichen Kollegen stellt Crotti dann die drei folgenden Hauptteile dar: Ausführlichen Ausführungen zur Initiierungsphase (1830–1853) im zweiten Teil (S. 101–230) folgen im dritten Teil Untersuchungen zur Stagnationsphase (1854–1873) (S. 231–344) und im kürzeren vierten Teil zur «Konsolidierungsphase der Lehrerinnenbildung (1874–1893)» (S. 345–430). In den *Abschliessenden Betrachtungen* (S. 431–459) wird die Eingangsfragestellung wieder aufgegriffen und resümiert.

Crotti präsentiert zu Beginn ihres zweiten Hauptteils vor allem die *Schweizer Gemeinnützige Gesellschaft* (SGG) und einige Regierungen der regenerierten Kantone als Initiatoren der Konzeptionalisierung der professionellen Lehrerinnenbildung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Zwischen 1837 und 1846 entstanden in der Folge Lehrerinnenseminare in Lausanne, Niederbipp bzw. Hindelbank und Délémont im Kanton Bern, während im Tessin seit 1842 zweimonatige Methodenkurse für angehende Lehrerinnen obligatorisch waren und zwei Jahre später im katholischen Kanton Zug Pater Theodosius die klösterliche Lehrschwester-Ausbildung in Menzingen etablierte (S. 156–162). Den Zugang von Frauen zum Schuldienst und die Professionalisierung ihrer Ausbildung beschleunigte der organisatorische Ausbau der Mädchenbildung, etwa in Form von Arbeitsschulen oder von bürgerlich-privaten Mädchenschulgründungen in Bern zwischen 1834 und 1851. Die Nachfrage nach qualifizierten Lehrerinnen wuchs somit an, zumal ihnen über institutionelle, konfessionelle oder politische Unterschiede hinweg schulpolitische Akteure die geschlechterstereotype Aufgabe zuwiesen, sittliche, disziplinierte und arbeitsame Mädchen als notwendige Basis für deren Entwicklung zu tüchtigen Haus-, Ehefrauen und Müttern sowie für Ordnung und Wohlstand im Haushalt zurzeit des Pauperismus zu erziehen (S. 163, S. 186f., S. 213–229). Diese Prämisse begrenzte zugleich die Lehrtätigkeit, denn höhere Bildung war für Schülerinnen wie für angehende Lehrerinnen nicht vorgesehen. Entsprechend war der Kenntnisstand der ausgebildeten Seminaristinnen – auch wegen der unterschiedlichen sozialen Herkunft – schwach und uneinheitlich.

Liest man die ersten zwei Teile von Crottis Studie trotz etwas zu ausgebreiteter Quellenbefunde mit Gewinn, so wiederholen sich im dritten und vierten Teil breite Darstellungen geschlechterstereotyper Vorbehalte gegen die Ausweitung der Lehrerinnenbildung, etwa dass Investitionen in berufliche Ausbildung von Frauen wegen ihrer frühen Eheschliessung nutzlos seien oder das körperlich schwache weibliche Geschlecht zur Vermittlung höherer Bildung nicht tauge. Diese Wiederholungen sind eine Folge der chronologischen Gliederung, deren Phasenetikettierung zudem nicht immer überzeugt. Denn die von der Autorin im dritten Teil als Stagnation bezeichnete Periode von 1854 bis 1873 ist nicht nur durch die vorübergehenden Seminarschliessungen in Délémont (1853–1859) und Hindelbank (1865–1868) oder die Kritik von Berner Schulsynode, SGG und kantonalen Lehrervereinen an der vermeintlichen Lehrerinnenschwämme, sondern eher – wie Crotti teilweise selbst andeutet (S. 331) – durch die Etablierung der Lehrerinnenbildung inmitten kantonaler, konfessioneller Konkurrenz und von

politischen Konflikten gekennzeichnet. Die etwas starre Phasenzuschreibung legt methodische und konzeptionelle Probleme der Arbeit offen. So vermisst man über weite Strecken des Buches Quellenanalysen zur Unterrichts- und Schulwirklichkeit, die offenbar den Diskussionen um die Lehrerinnenbildung und -anstellung voranging. Im Tessin unterrichteten zum Beispiel 1872 mehr Frauen als Männer, wie Crotti überrascht feststellt (S. 341). Zur Analyse dieser Differenz zwischen «intention and action» hätte sicherlich auch ein stärkerer Vergleich des Berufszugangs zwischen Lehrerinnen und Lehrern beitragen können, den Crotti lediglich bei der Frage der uneinheitlichen Entlohnung vornimmt. Dabei galten Defizite, wie Unsicherheiten bei der Ausbildung und beim Fortbestand von Seminaren, für Lehrerinnen und Lehrer, ebenso die Vorwürfe der Verbildung und der zunehmenden Lebensuntüchtigkeit durch eine professionalisierte Ausbildung. Blieben durch diese Hindernisse eher Männer oder eher Frauen dem Lehrberuf fern, wie Crotti andeutet (S. 252)? Zur Beantwortung dieser bei der Lektüre aufkommenden Frage hätten Lehrerinnen – und auch Lehrer – in ihrem Selbstverständnis und ihrem Stellenwert in der dörflichen Gesellschaft stärker als Subjekte analysiert werden müssen, nicht nur als Objekte von schulpolitischen Entscheidungen und Bildungsdiskussionen.

Statt dessen mündet im dritten und vor allem im vierten Teil Crottis Untersuchung zunehmend in eine politikgeschichtliche Darstellung der Rolle der Lehrerinnenbildung und -anstellung inmitten der Konflikte zwischen Bund und Kantonen im Umfeld der Bundesverfassungsrevision von 1874, zwischen Konservativen und Liberalen und zwischen Kirche und Staat im Kulturkampf. Dagegen verblasst allerdings die Kategorie des Geschlechts, die Crotti einleitend als prägend für den Professionsverlauf erachtete – auch durch mitunter langatmige Fallbeispiele, etwa zur Lehrschwesternwahl in der Gemeinde Ruswil (S. 355ff.). Konsequent für den letztlich politik- und ideengeschichtlichen Schwerpunkt endet die materialreiche Darstellung der Professionalisierung der Lehrerinnen mit der Analyse des 1893 gegründeten *Schweizerischen Lehrerinnenvereins* (S. 429), gleichsam als Endpunkt von Crottis Aufholgeschichte, schliessen doch – so die Verfasserin – durch diese Interessenvertretung die «Lehrerinnen als Akteurinnen (...) der Bildungsdiskussion» (S. 430) zu ihren männlichen Kollegen auf.



Claudia Crotti: Lehrerinnen – frühe Professionalisierung. Professionsgeschichte der Volksschullehrerinnen in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Bern: Peter Lang 2005. 516 S.
ISBN 3-03910-486-1
sFr. 85.–, Euro 58.60

Michael Mente: Essen, Alltag und Verwaltung im Kloster

Eine vorbildliche Textedition aus dem Quellenbestand über das Klosters Kreuzlingen

■ Andrea Schwab

Im Zusammenhang mit dem *cultural turn*, der sich in den letzten Jahren auch in der historischen Bildungsforschung abgezeichnet hat, stösst eine Publikation mit dem viel versprechenden Titel *Essen, Alltag und Verwaltung im Kloster* auf reges Interesse.

Michael Mentes Werk besteht einerseits aus einer Edition, andererseits aus einem Kommentar. Ediert und kommentiert wird das *Kreuzlinger Küchenbuch* aus dem Jahre 1716, ein Konglomerat aus vier Textteilen, die Mente «Bücher» nennt. Die ersten drei richten sich nacheinander an den Küchen-, den Proviant- und den Kellermeister und regeln die Essensausgabe im Kloster. Menge und Qualität des Essens waren abhängig vom Status, den der Empfänger im Kloster hatte. Im ersten Buch finden sich ausserdem praktische Anweisungen für den Küchenmeister, zum Beispiel zur Handhabung des Fleisches. Das vierte Buch ist ein Tabellenwerk zum Brotumsatz des Jahres 1715. Alle vier Teile des Küchenbuches liegen nun ediert vor. Sorgfältig reflektiert und absolut transparent präsentiert sich der Editionsplan (S. 175–185). Die Systematik, mit der transkribiert wurde, ist vorbildlich, die Erläuterung des Vorgehens und die Anleitung zur Entschlüsselung der textredaktionellen Hilfsmittel sind exzellent dargelegt. Grundtext und spätere Anmerkungen werden sauber auseinander gehalten, *andere Hände* gekennzeichnet. Kurz gesagt ist dies eine beispielhafte, genaue und allen wissenschaftlichen Kriterien standhaltende Edition.

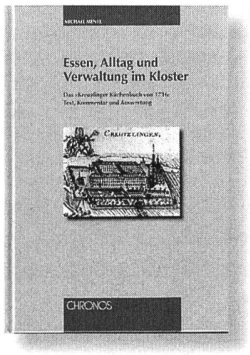
Dieser makellosen Handarbeit hinkt die thematische Auseinandersetzung leider qualitativ hinterher. Der andere, der eigentlichen Edition vorangestellte Teil des Werkes ist als Kommentar und Auswertung konzipiert, gleicht aber eher einem Sammelsurium von Bemerkungen. Inhaltliche Ausführungen sind zum Beispiel mit einem Kommentar zur Textgattung oder mit Nacherzählungen weiterer Archivbestände aus derselben Mappe vermischt. Etwas unvermittelt steht auch ein Unterkapitel zur pragmatischen Schriftlichkeit daneben, wobei es sich laut Mente um «so etwas wie eine ‹Biographie› des Schriftstücks» (S. 20) handelt. Im Anhang finden sich zusätzlich ein Abkürzungsverzeichnis (S. 189), ein Festtags- und Datenverzeichnis (S. 230–235), ein von Mente erstelltes, der Orientierung sehr dienliches Gesamtinhaltsverzeichnis des Küchenbuches (S. 237–241) und einiges mehr. Das Begriffsglossar (S.189–230), das sogar als eine Art Sachregister verwendet werden kann, leistet vorzügliche Hilfe beim Verständnis des doch an manchen Stellen sehr eigenen Vokabulars des Textes.

Doch zurück zum eigentlichen Kommentarteil

der Arbeit. Nachdem bereits die Seiten 39–98 eine reine Inhaltswiedergabe des edierten Texts beinhalten, besteht auch der thematische Teil (S. 101–169) erneut aus vielen Nacherzählungen des Inhalts des Küchenbuchs oder seiner Parallelschriften – so nennt Mente die im selben Quellenbestand überlieferten Schriften. Daneben werden einige Aspekte der klösterlichen Verwaltung aufgegriffen, die ihren bruchstückhaften Charakter mit der Bemerkung, eine allgemeine Geschichte des Stifts Kreuzlingen müsse noch geschrieben werden, entschuldigen. Immer wieder wünscht man sich bei der Lektüre aber eine wenigstens minimale Einordnung der referierten Inhalte in mögliche Forschungskontexte, zumal in der Einleitung eine klare Fragestellung formuliert wird, auf die Mente dann aber kaum rekurriert. Ausgehend von der Regel des heiligen Augustinus entwickelt er nämlich die interessante Frage, wie es um die konkrete Umsetzung der Regel in den Klöstern stand. Konkret fragt er: «Hielt man sich an diesen Vorsatz der grundsätzlichen Gleichheit und der Zuordnung nach ‹Gesundheit› oder war man nicht doch eher versucht, sich an den ‹messbareren› und massgeblicheren Grössen wie sozialer Status und Rang der betroffenen Personen innerhalb der klösterlichen Gemeinschaft und im Haushalt überhaupt zu orientieren?» (S.15). Dabei scheint ihm wohl an einigen Stellen bewusst zu werden, dass ihn das Küchenbuch als normative Quelle kaum in den Stand versetzen kann, Aussagen über die Alltagspraxis zu machen. Leider bleibt es allerdings bei der blossen Feststellung der Diskrepanz von Norm und Praxis. Im Vorwort wird der Erkenntniswert der Quelle gar noch höher veranschlagt: Sie biete – wie alle anderen normativen Quellen – «tiefe Einblicke in Verwaltung, Einrichtungen und Personengruppen, aber auch in Alltag, Abläufe, Lebenserfahrungen und Vorstellungen der Klostergemeinschaft» (S. 11).

Obwohl Mente viele interessante Fragen aufwirft, wird ein Versuch, ihnen nachzugehen, immer wieder mit der Bemerkung unterbunden, Antworten lassen sich allein aus seinem Quellenkorpus nicht entwickeln. An dieser Stelle wäre es wohl fruchtbarer gewesen, sich für eine Frage zu entscheiden, sich in die entsprechenden Forschungsdebatten einzulesen und die Quelle dann dahingehend auszuwerten. Dass Mente dies nicht leistet ist schade, schliesst er sich so doch selbst aus allen Forschungsdiskussionen und -kontexten aus, um sich immer wieder auf ein Nacherzählen der Inhalte seiner Quelle und seine Forderung nach einer umfassenden Klostergeschichte des Stifts Kreuzlingen zurückzuziehen. Dabei entsteht der Verdacht, dass diese Klostergeschichte durch ein noch intensiveres Quellenstudium aufzeigen soll, wie das Leben im Stift Kreuzlingen «wirklich war». Dies stünde dann der von Mente selbst postulierten Orientierung an neuen Fragestellungen und Ansätzen der Geschichtswissenschaft (S. 20) konträr gegenüber.

Leider verpasst Mente so die Chance, in seinem thematischen Teil der äusserst spannenden Frage nach der Implementation der Normen mit Hilfe ergänzender Quellen und entsprechender theoretischer Reflexion nachzugehen und so ein schönes Stück *cultural history* zu schreiben – ein Defizit, das gerade auch in der pädagogischen Forschung immer wieder festgestellt werden muss. Trotz dieser Kritik liegt eine vorbildlich gestaltete Edition einer reizvollen Quelle vor, die mit Sicherheit nicht nur für die Geschichtswissenschaft von Interesse ist. Mentes Verdienst ist es, ein editorisches Exempel statuiert zu haben, das auch für künftige Editionsunternehmungen richtungsweisend sein wird.



Michael Mente: Essen, Alltag und Verwaltung im Kloster. Das «Kreuzlinger Küchenbuch» von 1716: Text, Kommentar und Auswertung.
Zürich: Chronos Verlag 2005.
450 S.
sFr. 58.–, Euro 38.80
ISBN 3-0340-0747-7

Markus Furrer: Die Nation im Schulbuch – zwischen Überhöhung und Verdrängung

Ein Postulat für neue Schweizer Geschichtslehrmittel

■ Felix Bürchler

Der Titel *Die Nation im Schulbuch – zwischen Überhöhung und Verdrängung. Leitbilder der Schweizer Nationalgeschichte in Schweizer Geschichtslehrmitteln der Nachkriegszeit und Gegenwart* weist darauf hin, in welchem thematischen Schnittpunkt die Arbeit von Markus Furrer einzuordnen ist: Auf der einen Seite befasst sich das Buch mit der wissenschaftstheoretischen Debatte der Geschichtsschreibung, mit der «Nation» und dem begrifflichen Umfeld davon sowie mit den damit in Bezug stehenden Mythen. Auf der anderen Seite wird die Lehrmittel- bzw. Schulbuchforschung mit damit zusammenhängenden pädagogischen Implikationen thematisiert. Der erste Hauptteil des Buches beschäftigt sich in theoretischer Hinsicht mit den zentralen Begrifflichkeiten und im zweiten Teil analysiert der Autor die Konstruktion der Nation aus der Geschichte in den Schweizer Schulbüchern der Nachkriegszeit. Diese beiden Hauptteile werden eingerahmt von einer Einführung und den Schlussbetrachtungen, in denen Furrer seinen Gegenstand mit der aktuellen politischen Situation in Verbindung bringt. In der Einleitung diskutiert Furrer die Integration der Schweiz in ein sich veränderndes Europa. Der Autor konstruiert dabei eine Dualität, in der seine eigene Position offen gelegt wird: Er kritisiert Schulbücher der Schweizerge-

schichte, die von der Konzeption her für eine Integration der Schweiz in Europa seiner Ansicht nach nicht förderlich sind. Aufbauend auf dieser Kritik werden in den Schlussbetrachtungen Lösungsansätze vorgestellt: Wird die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts erzählt, so muss nach Furrer die Nation zur Sprache kommen, aber in einer offenen Form, was als «Zivilisierung von Nationalgeschichte» (S. 343) bezeichnet wird. Damit meint der Autor, dass die Schweizer Geschichte als Prozess erzählt werden muss, der auch «Brüche» sichtbar macht und der geografisch einen erweiterten Referenzrahmen hat als bloss eine engere Nationalgeschichte. Die Geschichte der Nation muss eingebettet in der europäischen erzählt werden. Ein Differenzbewusstsein, das sich mit der historischen Perspektive verbindet, sei im Identitätsbildungsprozess der Schülerinnen und Schüler anzustreben.

Im ersten der beiden Hauptteile nähert sich Furrer seinem Gegenstand theoretisch. Dabei stehen die Begriffe «Nation», «Europa» oder «Nationalgeschichte» im Vordergrund. Die pädagogischen Belange behandelt Furrer aus einem geschichtsdidaktischen Blickwinkel, der der Identität Gewicht beimisst. Furrer fasst seine Ansicht mit einem Zitat aus Annette Kuhns *Einführung in die Didaktik der Geschichte* (1974) zusammen: Im Geschichtsunterricht sollen die meist noch unreflektierten «Identitätsbindungen an Familie, Gruppe, Nation usw. (...) in ihrem Geltungsanspruch problematisiert und erst durch eine offene Diskussion argumentativ bestätigt oder abgewiesen werden» (ebd. S. 72f.). Gegen Ende des ersten Hauptteils werden die «Geschichte als Unterrichtsdisziplin» (ebd. S. 55ff.) und der Begriff der «Nationalgeschichte» in einen Zusammenhang mit Schulbüchern zur Schweizergeschichte gebracht.

Der zweite Hauptteil befasst sich unter dem Titel *Nationalgeschichtliche Konstruktion in Schulbüchern der Nachkriegszeit* (S. 107) mit der eigentlichen Schulbuchanalyse. Dazu hat Furrer für sämtliche Kantone der Schweiz die benutzten Geschichtslehrmittel der Nachkriegszeit zusammengetragen, hat sie einer Schulstufe zugeordnet, den Verwendungszeitraum abgesteckt und angegeben, ob sie fakultativ oder obligatorisch waren bzw. lediglich vom Kanton empfohlen wurden (S. 62–66). Die Analyse aber ist nach Themen gegliedert, wie zum Beispiel die Frage, auf welche Art und Weise in den Geschichtsbüchern die Nation Schweiz vom «Uralten» hergeleitet wird, oder dass in den Geschichtslehrbüchern die Alte Eidgenossenschaft, konnotiert mit gewichtigen Begriffen wie Freiheit und Unabhängigkeit, einen breiten Raum einnimmt, oder wie Feindbilder, etwa die Habsburger, in den Schulbüchern aufgebaut werden.

Der Arbeit liegt offensichtlich eine Lehrmittelkritik zu Grunde. Aus heutiger Perspektive, mit dem heutigen historischen Wissen Schulbücher vergangener Zeiten zu kritisieren, ist methodologisch aber insofern problematisch, als mit Kriterien von heute Produkte der Vergangenheit gemessen werden. Diese Problematik wurde bereits in der nationalen und internationalen historischen Lehrmittelforschung diskutiert, die von Furrer aber nicht zur Kenntnis genommen wird.

Bei der Durchsicht der Themen, welche die Schulbuchanalyse gliedern, erlebt man, was die Frage nach dem Geschichtsbild betrifft, kaum Überraschungen – vor allem wenn man sich die Schulbuchkritik, die Kritik an der universitären Geschichtsschreibung und die Mythendiskussion der letzten Jahre vor Augen führt. So sind auch mehrheitlich Furrers Empfehlungen nicht neu, sondern in einigen jüngeren Lehrmitteln, wie dies Furrer in seiner Arbeit selbst aufzeigt, bereits berücksichtigt.

Die Wirkung unterschiedlicher Medien ist in der Wissenschaft in verschiedenen Disziplinen ein viel diskutiertes Thema. Furrer nimmt diese Debatten kaum zur Kenntnis, sondern unterstellt den Schulbüchern eine starke Wirkung aufgrund ihrer Intention. Abgesehen von den hier aufgeführten Kritikpunkten sind der Arbeit interessante und neue Resultate zu entnehmen. Allein schon die bibliographische Erfassung der in den verschiedenen Schweizer Kantonen benutzten Lehrmitteln wird für weitere Forschungen von grossem Nutzen sein. Zudem kann man – abgesehen von der Schulbuchkritik – das Buch auch so lesen: Es erzählt eine Geschichte der nationalen Geschichtsschreibung in Schulbüchern und stellt dar, wie einzelne Themen in spezifischen Kontexten entstehen, sich über mehrere Jahrzehnte in bestimmter Art und Weise fortsetzen, sich wandeln und wie sie teilweise wieder verschwinden. Das allein schon macht das Buch lesenswert.

Furrer Markus: Die Nation im Schulbuch – zwischen Überhöhung und Verdrängung. Leitbilder der Schweizer Nationalgeschichte in Schweizer Geschichtslehrmitteln der Nachkriegszeit und Gegenwart. Hannover: Hansche Buchhandlung 2004. 376 S. sFr. 39.–, Euro 22.–
ISBN 3-88304-315-X

Yvonne Leimgruber: In pädagogischer Mission

Die Geschichte des Instituts von Rosette Niederer-Kasthofer bleibt noch zu schreiben

■ Sara Aebi

Im Zentrum von Yvonne Leimgrubers Buch steht die Pädagogin Rosette Niederer-Kasthofer (1779–1857). Kasthofers Vorstellungen von weiblicher Bildung, von Wirkungsmöglichkeiten von Frauen in Familie und Gesellschaft sowie die Strategien zur Umsetzung ihrer pädagogischen Ziele bilden den

Schwerpunkt der Untersuchung. Leimgruber gliedert ihre Arbeit in drei Teile. Sie geht zunächst auf die Biografie Rosette Niederer-Kasthofers ein, insbesondere auf ihre Rolle als Institutsleiterin, thematisiert dann das berufliche Netzwerk der Pädagogin und stellt zuletzt ihre Publikationen im Kontext des zeitgenössischen pädagogischen Diskurses vor.

Rosette Kasthofer, die aus einer Familie des aufstrebenden Bildungsbürgertums stammte, gehörte zu den ersten Schülerinnen der Mädchenschule David Müslins in Bern. 1808 kam sie als Hospitantin an das von Johann Heinrich Pestalozzi 1806 eröffnete Mädcheninstitut nach Yverdon und übernahm bereits nach einem halben Jahr die pädagogische Leitung. Sie musste feststellen, dass sie bei der Ausgestaltung der Pestalozzischen Methode für das weibliche Geschlecht und ihrer praktischen Umsetzung nicht auf die Hilfe Pestalozzis zählen konnte und machte sich deshalb selbst an eine pädagogische Neuausrichtung des Mädcheninstituts. Der Unterricht sollte sich am «weiblichen Horizont» orientieren, Rechnen dementsprechend nicht mehr «bis ins Wissenschaftliche» und Geografie nicht «bis ins Unendliche» getrieben werden. 1813 wurde ihr das Mädcheninstitut von Pestalozzi vollständig übergeben.

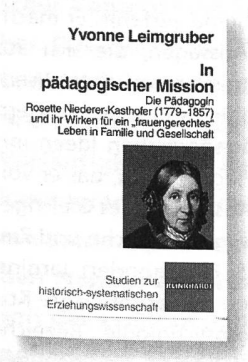
Entgegen ihrer einstigen Absicht, nie heiraten zu wollen und sich ganz dem Beruf zu widmen, heiratete Rosette Kasthofer 1814 Pestalozzis Mitarbeiter Johannes Niederer. Leimgruber spricht in diesem Zusammenhang von einer Heirat aus primär strategischen Gründen. So habe Kasthofer etwa das weit gespannte Beziehungsnetz Niederers dienlich sein können. Johannes Niederer übernahm nun Werbeaufgaben für das Mädcheninstitut. Unter seinem Namen erschienen zwischen 1816 und 1836 drei Broschüren (bei der letzten ist auch Rosette Niederer-Kasthofer als Autorin aufgeführt), die über das Unterrichtsangebot am Institut Auskunft gaben, in dem Mütter, Erzieherinnen und Lehrerinnen ausgebildet werden sollten. Die Institutsprospekte offenbaren auch Niederers religiös fundiertes Verständnis von pädagogischer Arbeit, die Leimgruber als religiöse Mission beschreibt. Der Text von 1836 war zudem ein eigentlicher Appell an politische Entscheidungsträger, dem Institut die Ausbildung künftiger Lehrerinnen anzuvertrauen oder es als staatlich-öffentliche Einrichtung weiterzuführen. Die Niederers versuchten damit, ihr Angebot stärker auf die Bildungsbedürfnisse der Regeneration auszurichten, als deren zentrale Forderung die Einführung der repräsentativen Demokratie stand. Mit ihrer religiös fundierten Position lagen sie jedoch, wie Leimgruber zeigt, abseits des zeitgenössischen pädagogischen Diskurses, der um eine säkularisierte öffentliche Schulbildung kreiste.

Im zweiten Teil der Arbeit geht Leimgruber auf das liberal geprägte Kontakt- und Beziehungsnetz ein, das Rosette Niederer-Kasthofer beruflich nutzte. Neben Personen aus dem Familienkreis wie ihren Brüdern Rudolf und Karl Kasthofer, die dem Aargauer Grossrat bzw. der *Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* (SGG) angehörten, pflegte sie beispielsweise mit Johannes von Muralt in Petersburg Kontakt. Dieser vermittelte am Institut Niederer ausgebildete Erzieherinnen nach Russland und russische Zöglinge in die Schweiz. Leimgruber führt weitere Personen aus dem Umkreis Pestalozzis auf, zum Beispiel Hans Georg Nägeli, der als Mitglied des Zürcher Erziehungsrates und des Grossen Rats sowie als Mitglied der SGG für die Niederers besonders wichtig war. Daneben stand Rosette Niederer-Kasthofer in Kontakt mit ehemaligen Schülerinnen, die für die Institutsleiterin auch als Berufskolleginnen oder als Mütter zukünftiger Zöglinge von Bedeutung waren.

Rosette Niederer-Kasthofer veröffentlichte mit *Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung* (1828) als erste Frau in der Schweiz eine Schrift zur weiblichen Erziehung. Ihr zweites pädagogisches Werk verfasste Niederer-Kasthofer in Form von Theaterstücken unter dem Titel *Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht* (1838). Leimgruber untersucht im dritten Teil ihres Buches die beiden Publikationen in Bezug auf Geschlechterbilder, Rollenzuweisungen und gesellschaftliche Aufgaben der Frauen. Sie stellt fest, dass Niederer-Kasthofer ausgehend von einem spezifisch weiblichen Geschlechterkonstrukt her bildungspolitische Forderungen ableitet, etwa eine staatliche Unterstützung weiblicher Bildung, und der Pädagogik eine herausragende gesellschaftliche Aufgabe zuweist, indem die von Frauen geleistete Erziehungsarbeit das ständische System sichern und die Gesellschaft verchristlichen sollte. Zwar sah Niederer-Kasthofer neben einer Tätigkeit in Erziehung und Bildung noch weitere Berufsfelder für Frauen vor, dies aber nur auf einigen wenigen Seiten ihrer Erziehungsschrift, wie Leimgruber festhält. Bei der Besprechung der *Jugendspiele* geht Leimgruber im Übrigen nicht darauf ein, ob diese am Institut Niederers jemals aufgeführt wurden, obwohl Rosette Niederer-Kasthofer sie laut Vorwort nicht nur für ein lesendes Publikum geschrieben hat. Der Blick auf die Theaterpraxis an einem protestantischen Mädcheninstitut wäre, gerade auch im Wissen um die jesuitische Theatertradition, spannend gewesen. Hier wie auch an anderen Stellen des Buches würde man gerne mehr über den Institutsalltag erfahren. Abschliessend stellt Leimgruber die Publikationen Niederer-Kasthofers in den Kontext des zeitgenössischen Diskurses über weibliche Entfaltungsmöglichkeiten, als dessen progressivste Exponenten sie Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft bezeichnet. Gleichwohl kommt Leimgruber zum Schluss, dass Rosette Niederer-Kasthofer eines der fortschrittlichsten Werke ihrer Zeit veröffentlicht habe, auch wenn sie gleichzeitig zur Verfestigung und Tradierung der dualen bürgerlichen Geschlechtervorstellung beigetragen habe.

Das Buch von Yvonne Leimgruber stellt die Person von Rosette Niederer-Kasthofer in den Mittel-

punkt. Die drei gewählten Perspektiven – Biografie, berufliche Netzwerke, pädagogische Schriften – schaffen ein differenziertes Bild der Pädagogin. Dabei bleibt der im Titel anklingende Fokus auf eine religiös motivierte pädagogische Mission der Protagonistin, im Unterschied zu den Bestrebungen Niederers oder Nägelis, allerdings etwas vernachlässigt. Entsprechenden Tagebucheinträgen Rosette Niederer-Kasthofers zum Beispiel, die als Quellen zur Verfügung stehen, hätte durchaus mehr Raum gewährt werden dürfen. Auch wünschte man sich in der vorliegenden Publikation über die Leiterin des Mädcheninstituts in Yverdon eine etwas ausführlichere Darstellung des konkreten Institutsbetriebs. Für die Forschung zur Geschichte der Mädchenbildung in der Schweiz bleibt hier noch eine Lücke zu schliessen.



Yvonne Leimgruber: In pädagogischer Mission. Die Pädagogin Rosette Niederer-Kasthofer (1779–1857) und ihr Wirken für ein «frauengerechteres» Leben in Familie und Gesellschaft Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2006. 337 S. sFr. 63.–, Euro 36.– ISBN 3-7815-1438-2

David W. Jardine: Piaget and Education Primer

Eine verpasste Chance

■ Richard Kohler

Das Buch von David W. Jardine ist eines jener Werke, bei dessen Lektüre man sich in ein früheres Zeitalter zurückversetzt fühlt. Vom Ende der 1960er- bis zum Ende der 70er-Jahre gab es Dutzende von Versuchen, Piagets Entwicklungspsychologie für den Schulunterricht fruchtbar zu machen. Genau dieses Ziel hat sich Jardine erneut gesetzt, obwohl er Elenaor Duckworths Artikel «*Either we're too early and they can't learn it or we're too late and they know it already». The dilemma of «applying Piaget*» von 1979 im Anhang zitiert. Hans Aebli war schon 1963 und Rémy Droz 1980 zum Schluss gekommen, dass Piagets Annahme der selbstregulierten Entwicklung die Möglichkeit einer didaktischen Theorie ausschliesst.

Jardines Buch besteht aus einer Einleitung und vier weiteren Kapiteln, in denen er Kants Konstruktivismus, Piagets Erkenntnistheorie und Entwicklungspsychologie, deren Umsetzung im Schulunterricht und schliesslich die Gefahren der genetischen Epistemologie thematisiert.

In der Einleitung behauptet Jardine, Professor für Erziehung an der Universität Calgary, dass Piaget die gesamte Erziehungstheorie und -praxis verändert habe. Seine Art, das Verhalten der Kinder zu beobachten und zu interpretieren, sei zum Allgemeingut geworden und werde in den USA Tag für Tag umgesetzt. Die den Stadien angepassten Materialien, die aktive Manipulation mit konkreten Gegenständen und die Bedeutung des Spiels für die Entwicklung der Intelligenz gehören laut Jardine zum institutionalisierten Erbe Piagets.

Wie alle Hagiographen bemüht auch Jardine die frühe Veröffentlichung der Beobachtung eines Albinospatzen in einer lokalen Clubzeitung, um die Genialität Piagets zu demonstrieren. Zwei Schlüsselerlebnisse haben Piagets psychologisches Werk angeblich geprägt. Bei der Standardisierung von Burt's Intelligenztest 1919 habe er gemerkt, «how easy it is to ask the wrong questions in our work with students» (S. 4). Zweitens habe ihn die Geburt seiner Kinder zu einem genauen Beobachter gemacht: «As a result of his insights, early childhood educators today look with greater intensity at, for example, a young child manipulating some wooden block» (S. 6). Obwohl er in seinem hagiographischen Abriss bedauert, dass sich Piaget nicht für die Kinder, sondern nur für die Entwicklung des Wissens im Allgemeinen interessiert hatte, seien seine Einsichten in die Welterfahrung der Kinder «a great gift to us» (S. 15).

Im zweiten Kapitel gelingt es Jardine, die Grundbegriffe des Konstruktivismus und die Logik der Klassenbildung anschaulich zu erklären. Er gerät beim Versuch, den Einfluss Kants auf Piagets Erkenntnistheorie darzustellen, allerdings in Schwierigkeiten, weil er das Kantsche *a priori* als «knowledge of objects *prior to* and independently of empirical experience» (S. 27) missversteht. Danach erklärt er, in welchen Punkten sich Piaget von Kant unterscheidet. Da dies ohne jeden Verweis auf die Ideengeschichte geschieht, könnte der Eindruck entstehen, dass Piaget der Begründer des Neu-Kantianismus gewesen sei. Piagets Grundbegriffe wie Assimilation und Akkommodation werden einfach erklärt, wobei aber wiederum die Präzision fehlt und die Aussagen, wie bei Piaget übrigens auch, oft tautologisch sind. Das Kind muss beispielsweise «modify her understanding in order to accommodate new phenomen» (S. 47), oder die Assimilationsschemata werden als «sense organs» (S. 53) bezeichnet. Leider gibt Jardine selten an, wo die Aussagen Piagets, auf die er sich bezieht, zu finden sind. So bleibt etwa die Einschätzung der Rolle der Sprache nicht nachvollziehbar. Laut Jardine ist das Verständnis der «phonemic organization [...] a profound and often unnoted consequence of Jean Piaget's insights» (S. 56). Da Piaget die Sprache nur als Epiphänomen der operativen Intelligenz betrachtet hatte, wüsste man gerne, wo diese Stellen zu finden sind.

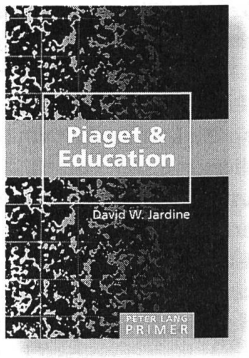
Analog zur Fehlinterpretation Kants verwechselt Jardine die logisch-mathematischen Strukturen mit dem logisch-mathematischen Wissen (S. 63ff). Deshalb kommt er nicht nur zum Schluss, dass Objekti-

vität eine Methodologie sei, sondern auch, dass die formale Logik und Mathematik sowohl die Ursache (als Verkörperung der funktionellen Invarianten) wie auch das Resultat der geistigen Entwicklung sei. Trotz diesem Paradox seien Piagets Einsichten «nearly biblical in its import, [and] have opened up a rich territory» (S. 64, S. 69).

Jardine kritisiert, dass Piaget die Wahrheit mit den Resultaten der etablierten Wissenschaft gleichgesetzt habe, denn in seinem Werk gäbe es «a perhaps unintended insight» in die «far more difficult idea of *multiple ways of knowing*» (S. 75). So sei das Wissen nicht bloss im Kopf, sondern im Körper gespeichert, was Jardine offensichtlich nicht metaphorisch meint. Deshalb müsse der Unterricht auf der motorischen Ebene aufbauen, und auch auf der Ebene der konkreten Operationen müsse das Lernen noch im direkten Handeln mit konkreten Dingen erfolgen. Auch die Klassendisziplin ist laut Jardine an die Körperlichkeit gebunden, denn die Lehrpersonen müssen «embody the rules in his or her own presence in the class» (S. 82). Auch die anderen pädagogischen Postulate, die Jardine präsentiert, sind mit Piaget kompatibel, wenn auch die Herleitung nicht immer nachvollziehbar bleibt. Piaget hatte etwa den Rechtschreibeunterricht als schädlich beurteilt und wollte ihn abschaffen, weil er die kindliche Spontaneität und Entdeckungsfreude untergrabe, was Jardine auf seine Weise interpretiert: «Because of Piaget's generous unfolding of the ways of children (and of adults), we can now experience a terrible pedagogical shock [...:] ‹spelling words› [are] *causing* the children's ‹inability› to write» (S. 89). Die Alternative, die Jardine den Lehrpersonen empfiehlt, hat jedoch nichts mit Piaget zu tun. Es gelte nämlich, das analogische Denken der Kinder zu fördern, ohne dass die Welt eine trostlose und beschränkte Sache bleibe (S. 94). Analogien seien im mathematischen Denken selbst enthalten, denn «the progression of higher and higher numbers orients to infinity (to God, the most high)» (S. 95). Das kindliche Denken ist für Jardine wunderbar, weil der Artifizialismus und Animismus auf Analogien beruhe. Deshalb gebe es nicht bloss das logisch-mathematische Wissen, sondern «the ancestral wisdom [as] one of the faces of God» (S. 104).

Im letzten Kapitel befürchtet Jardine, dass «the generous legacy that Jean Piaget has handed us» (S. 105), die Pädagogen zu einer analytischen Unterrichtspraxis verleiten könnte. Ein auf Tests und detaillierten Lehrplänen aufbauender Unterricht wäre pädagogisch schädlich, weil es zur Zersplitterung der Unterrichtsgegenstände, zur Isolation der Schüler und zur einseitigen Lehrer- oder Fachzentrierung führen würde. Zudem könnte sein entwicklungspsychologisches Werk aufgrund der Rekapitulationsthese (von der sich Piaget spätestens 1925 explizit distanziert hatte) für politische Rechtfertigungen dienen. Jardine zitiert Bushs Redenschreiber David Frum, der den gegenwärtigen amerikanischen Imperialismus als «adolescence of the human race» (S. 125) bezeichnet, dessen Ziel es sei, dass die Welt nicht mehr von der Gewalt, sondern vom Gesetz beherrscht werde. «The instrument whereby humanity is going to make that transition from savage childhood of the human race to law-abiding adulthood is through the instrument of American power» (ebd.). Heisst das, dass Bush seine Kriegspolitik an Piaget orientiert? Ebenso unklar bleibt der Zusammenhang, den Jardine zieht in Bezug auf «Piaget's greatest and most troublesome gift to those of us in education: that we are not just knowing but known. [...] students are often able to read our hopes, intentions and experiences back to us in ways that have the potential to release us from the potentially deadly and deadening enclosures of our own self-narration» (S. 126). Es ist dem Autor, der in der Lehrerbildung tätig ist, zu wünschen, dass das noch eintreffen wird.

Leider hat Jardine sein Thema verfehlt. Er macht faktisch keine konkreten Aussagen, die sich aus dem psychologisch-erkenntnistheoretischen Werk Piagets für die Pädagogik ableiten lassen, sondern verknüpft seine eigenen pädagogischen Ideen mit den Allgemeinplätzen aus Piagets Werk, das er völlig unkritisch rezipiert. Mit Ausnahme des Gleichgewichtsbegriffs, der gleichzeitig als Ursache und Ziel der Entwicklung erscheint (S. 68), ignoriert Jardine die mittlerweile seit 80 Jahren hervorgebrachte Kritik an Piagets Entwicklungspsychologie. Bezeichnenderweise zitiert er auch keinen einzigen der rund 85 veröffentlichten Artikel und Vorträge Piagets, die sich direkt mit pädagogischen Themen beschäftigen. Er scheint auch nicht zu wissen, dass Piaget fast 40 Jahre lang als Direktor des *Internationalen Erziehungsbüros* amtete und versuchte, Schulreformen im Sinne der *éducation nouvelle* durchzusetzen. Seine einzige Angabe zum institutionellen Kontext ist falsch, denn die Arbeit am *Internationalen Zentrum für Genetische Epistemologie* geht nicht weiter, wie er glaubt, da dieses 1984 geschlossen wurde. Damit hat Jardine eine Chance verpasst, denn das Thema *Piaget und die Erziehung* ist bisher, abgesehen von den unzureichenden Versuchen von Constantin Xypas, noch nicht aufgearbeitet worden.



David W. Jardine: Piaget and Education Primer
New York/Bern: Peter Lang Verlag 2006. 135 S.
sFr. 25.–, Euro 16.90
ISBN 0-8204-7261-1